

Interhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 274.

Mittwoch, 24. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Doch dem gingen jetzt auch ganz andere Gedanken durch den Kopf. Er hatte Elise geschrieben, Heinrich sei wieder da, und die Folge davon war, daß die Genese ihre schon geplante Rückkehr auf unbestimmte Zeit verschob. Ob sie überhaupt wieder nach Hause kommen könne, so lange dieser für sie unerträgliche Zustand besthebe, wisse sie nicht; sie wolle versuchen, die ihr angekommene Schmach zu verwinden, bezweifle aber, ob es ihr jemals gelänge.

Schon trug sich der Eulenhöfer mit dem mutigen Gedanken, ihr zu lieben es auf einen Kampf mit Heinrich ankommen zu lassen, da stellte ihn aber ein äußeres Ereignis wieder fest auf dessen Seite.

Er war mit ihm und Jakob zu einer Holzversteigerung in den Flecken gegangen, das erstmal, daß er sich seit fast einem Jahr dort wieder sehen ließ. Bei ihrem Eintritt in den Saal der „Krone“ stießen sich die Bauern mit den Ellenbogen an und tuschelten sich verwundert und hämisch ihre Bemerkungen zu. Der junge Kronenwirt, der wegen seiner Dreistigkeit „die Möd“ genannt wurde, brachte ihnen das bestellte Liter Wein, aber nur zwei Gläser dazu, und als der Eulenhöfer noch ein drittes forderte, sagte er:

„Dem da schenk ich nix aus.“

Da rief einer aus der Schar ein lautes Bravo herüber, das ein allgemeines Beifallsmurmeln auslöste.

„Ich kann auch ohne deine Treberbüch leben“, erwiderte Heinrich verächtlich und erhob sich zum Gehen.

Aber auch der Eulenhöfer stand auf, ohne die Flasche berührt zu haben, warf das Geld auf den Tisch und sagte:

„Komm, Jakob! Den Wein schenken wir ihm.“

Als sie draußen waren, scholl ihnen ein ungestümes Lachen nach.

Heinrich hatte unter den Gästen auch den Eichmeister gesehen, bei dem er seine Schlaftube gemietet hatte. Am anderen Tag wurde sie ihm ohne weiteres gelündigt; aber er war froh darüber, weil er schon seit langer Zeit eine bessere Gelegenheit im Auge hatte. Ganz oben am Ausgang des Kledens, nahe beim Weg zum Eulenhof, wohnte der lustige, immer zum Scherzen aufgelegte Schuster-Philipp; bei dem war eine Kammer frei, und Heinrich hatte nun nicht mehr nötig, jeden Tag Spiekerutzen durch die Straßen zu laufen.

Trotzdem litt er aber noch weiter unter der Mißachtung, die ihm widerfuhr. Er glaubte sogar zu bemerken, daß ihm die Kinder scheu aus dem Wege ließen, und wenn ihm auf der Bergslur jemand entgegenkam, so geschah es oft, daß er ihn in einem weiten Bogen umging.

So von allen gemieden, suchte er Sonntags oft die fernnen Bergdörfer auf, wo ihn niemand kannte, und lebte sich dort beim Schoppen fest. Er vergaß dann wenigstens auf Stunden, daß er ein Ausgestoßener war, wenn ihn auch das Elend nachher immer um so heftiger befiel. Seine Schalkhaftigkeit hatte er längst verloren; dafür aber war ihm eine verlebende Spottsucht eigen geworden, die ihn auf dem Eulenhof nur noch verhärtet macht.

Auch das Singvögelchen fühlte sich dadurch abgestoßen, trotzdem sie eigentlich Mitleid mit ihm hatte. Vom Eulenhöfer war ihr gesagt worden, daß er nur durch einen unglücklichen Zufall ins Gefängnis gekommen sei, und sie dachte sich, daß so ein Mensch unter seinem Fähzorn wohl selber am meisten litte. Aber seinen bissenden Spott verabscheute sie von Grund ihrer Seele aus.

13.

Das Leben auf dem Eulenhof ging seinen verdrossenen, ungesegneten Gang, und die Lieder der braunen Rheinländerin waren schon viel seltener und leiser geworden.

Zudem verschlimmerte ein recht kaltes, nasses Frühjahr das Gichtleiden der wackeren Babett so sehr, daß sie tagelang nicht aufstehen konnte.

„Nun mach ich altes Stück euch auch noch Last“, fragte sie und wollte durchaus darauf bestehen, daß man sie ins Krankenhaus der Stadt bringe.

„Das fehlt noch grad“ meinte der Eulenhöfer; „all wollt ihr fort, und am End hab' ich gar keinen mehr, auf den 'n Verlaß ist. Wenn doch nur einmal die Elis wiederkäm!“

Aber Babett ruhte nicht eher, bis sie ihren Willen durchgesetzt hatte.

Der Arzt war schließlich von ihr bewegt worden, ein Machtwort zu sprechen. Ihr Leiden werde sich bei einer unregelmäßigen Behandlung nur noch verschlimmern, während eine sachgemäße Kur im Spital es vielleicht schon bald beheben könne. Man wartete deshalb einen wärmeren Tag im Mai ab und bestellte einen Krankenwagen, der sie zur Stadt brachte.

Eine Hoffnung setzte der Eulenhöfer zwar auf dieses neue Widernis, er glaubte, daß Elise jetzt nicht mehr länger zögern werde, wieder nach Hause zu kommen. Weil er jedoch selber nicht noch einmal bei ihr anhalten wollte, so mußte Jakob an sie schreiben. Aber auch jetzt blieb Elise bei ihrer Weigerung.

In dem Briefe schrieb sie:

„Mein Verlangen nach Hause ist so groß, wie es bei einem Kinde gewesen sein mag, das in der Fremde war. Aber es ist auch eine andere Stimme in mir, die sagt nein. Und ich weiß, wenn ich nicht auf sie höre, dann kommt wieder neues Unglück über mich. Solange Heinrich auf dem Hofe ist, kann ich nicht darauf sein. Ich will ihn nicht verklagen, er hat seine Tat ja gebüßt; aber wir beide sind wie Feuer und Wasser, die nicht zusammenkommen dürfen.“

Auf Dich, lieber Jakob, möchte ich ja gern hören. Von Kind auf hatte ich das Gefühl, daß Du es gut mit mir meinstest, und vielleicht hättest Du mich auch vor etwas sehr Schwerem bewahren können, wenn ich immer nur auf Dich gehört hätte. Aber heute muß ich auch Deine Bitte abschlagen: ich kann nicht kommen. Ich hoffe ja gern, daß dieser Zustand nicht mehr lange dauert. So lange aber mußt Ihr Euch an Emilie trösten, die Euch ja Ihre Heiterkeit ins Haus gebracht hat. Ich bin froh, daß Jakob sie gut leiden kann. Vielleicht lägt

die von verlorenen, daß sie ihm einen so niedrigen Dost-

der guten Babett wünsche ich eine baldige Heilung und der Kathrin — Geduld; denn mit Zanken macht sie es doch nicht besser.“

Eliens Brief tat doch sein Gutes auf dem Eulenhof. Die ruhige Ergebenheit in das Unabänderliche, wie es aus jedem ihrer Worte sprach, stimmte auch dort versöhnlicher. Man hatte wenigstens den guten Willen zur Einträchtigkeit. Und wenn es auch in dem einen oder anderen schon mal aufwallte, dann erinnerte man sich des mild versöhnlichen Briefes, und aller Groß war wieder verschlagen.

Auch die guten Ernteaussichten heiterten die Gemüter etwas auf. Der Ackerboden quoll von Segen. Auf der Weide wuchs das Gras so üppig, daß nicht eine einzige Krippe im Stall leerzustehen brauchte. Die weißgeklebten Wälderfüße strockneten und glänzten von Gesundheit und Wohlgenährtheit. Das noch grüne Korn war schon mannshoch ausgeschossen, und auf den duftigen Kleeäckern summten Tausende von Bienen um die lilaarbenen Blütenköpfchen.

Die Winzer hatten zwar ihre liebe Not. Schlimmer als je häusste der Sauerwurm in den Wingerten, und alles Spritzen mit Kupfervitriol, alles mühselige Auslesen der besallenen Beeren erwies sich als fruchtlos.

Und da sollte man nun Johannismarkt feiern mit Tanz und Gelagen in der Kameradschaft, wo kaum ein Biertelherbst zu erwarten war. Doch zum Trübsalblasen sei es auch im Winter noch früh genug, sagten sie sich; der Sommer lockte ja zu Lust und Liebe.

Emilie war nie auf einem richtigen Markt gewesen, und da der Eulenhöfer ihnen allen einen freien Tag gegeben hatte, so bot Jakob sich ihr als Begleiter an. Sie gingen an den Pferchen mit den grunzenden, quiükenden Schweinchen vorbei, und es fehlte nicht viel, so hätte sie schon gleich mit dem ersten Händler eine Auseinandersetzung gehabt, weil er die kleinen, wusseligen Tiere so unbarmherzig an ihrem Ringelschwänzchen in die Höhe hob, um sie den Käufern anzubieten. Jakob jedoch belehrte sie, daß es so allgemeiner Brauch sei, und wies sie auch auf die Grausamkeit hin, mit der man die angebundenen Kinder stundenlang ohne Wasser in der Sommerhitze stehen ließ.

Recht viel Vergnügen aber hatte das Mädchen auf dem Krammarkt, an den Spielwaren- und Zuckerbuden, die von lärmenden Kindern umlagert waren. Da war ein wirres Getönen von Pfeifen und Tuten, da knallten die Pulverblättchen auf den kleinen Pistolen; aus einem der Zelte drang der Duft von altem Lebkuchen, und vor einem anderen standen die Hosennäpfe und Lütischen an ihren Buntzuckerstangen, daß ihnen die Brühe vom Mund heruntersabberte.

„Sicher bist du mit der Elije auch oft auf den Markt gegangen“, sagte Emilie, als sie das Gewühl hinter sich hatten.

„Warum meinst du das?“ fragte Jakob verwundert.

„Weil du von allem was erzählen kannst und weil ich von der Babett gehört hab‘, daß die Elije es gut auf dich stehen hatte.“

„So?“ machte er gleichmütig tuend und sprach dann von etwas anderem.

Am Nachmittag führte er sie auf die „Musik“. Weil sie ein so duftig weißes Leinenkleid mit selbstgestickter Bluse trug und voll Anmut in all ihrem Gebaren war, so durften sie sich getrost in den Saal der „Traube“ wagen, wo sonst nur die reicherer Winzer und die Fremden aus der Stadt zu finden waren. Das Jungvolk tanzte lieber im Kaisersaal, da durfte es auch schon mal was toller zugehen; der Traubewirt jedoch hielt auf Benehmen.

Jakob ließ einen flüchtigen Blick über die Tische gleiten und sah, daß die Einheimischen ihren Wein in weißen Litterflaschen vor sich stehen hatten, während die Städterleute ihn aus etikettierten grünen Spizzflaschen tranken. Als das weißbeschürzte Außwartsmädchen kam, bestellte er eine Flasche Sonnenfelsser. Der wuchs in der besten Lage der ganzen Gemarkung, da, wo die hoch ansteigenden Chöre so schmal und gedrängt waren, daß darauf

nur drei oder vier Weinflaschen Raum hatten. Über der Tropfen hing auch was.

Auf dem Orchester stimmten sie ihre Instrumente. Der Primgeiger und der bebrillte Klarinettenbläser trillerten ein paar Läufe in den Saal, dann spielte man die Donauwellen.

„’n Walzer!“ sagte Jakob mit hochgezogenen Brauen und strich sich den kräftigen, gekräuselten Schnurrbart.

Emilie merkte, daß er gern tanzen wollte, und lächelte ihm aus ihren glänzenden Kirschäugen aufmunternd zu.

Da fragte er sich ein Herz und legte mit werbendem Kopfnicken seine Hand auf die wohlgebildete Rechte.

Sie wiegten sich in ruhigen Drehungen durch den Saal, und fast an allen Tischen wurde man aufmerksam auf das schöne Paar. Nachher kamen auch fremde Tänzer, um Emilie zu engagieren; Jakob aber tanzte nur mit ihr.

Als es Zeit war, daß daheim das Vieh gefüttert werden mußte, gingen sie fort. Der kühle Duft aus den Talwiesen wehte erfrischend ihre heißen Gesichter an, der Bach murmelte seine tiefgeheime Weise, und oben aus den Heden des Berghangs klang ab und zu ein verschlafener Vogellaut.

Da legte Jakob zaghaft seinen Arm um Emilie und sagte mit stockender Stimme:

„Na, Kind, war es schön?“

„Sehr schön!“ erwiderte sie lebhaft, um ihn aus seiner Zärtlichkeitsanwandlung zu reißen.

Nach einer Weile glücklichen Schweigens zog er sie fester an seine Seite; aber er fühlte, daß sie ihm gelind widerstrebe.

„Emilie!“ flüsterte er.

„Nein, nicht Emilie!“ scherzte sie launig. „Ich weiß, was du deiner Elije versprochen hast.“

„Der Elije?“ fragte er staunend.

„Die Babett hat mir gesagt, ihr wolltet aufeinander warten; sie wußte es ganz genau.“

Wieder schwieg Jakob eine Zeitlang. Als aber die hellen Fenster des Eulenhofs in Sicht kamen, sagte er innerlich froh:

„Emilie, du bist ein gutes, goldiges Mädel.“

„Du meinst aber deine Elije“, entgegnete sie treuerherzig lächelnd.

Und Jakob wußte selber nicht, wie ihm zumute war. Am anderen Morgen aber schrieb er an Elije einen langen Brief; es war ihm, als wenn er ihr etwas abbitten müsse. Und doch fand er das Wort nicht, das er ihr so gern gesagt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal eines Künstlings.

(Eine traurige Anekdote aus dem alten Ruhland.)

Von Felix v. Level.

Mirowitsch, ein junger Lieutenant der Garde, durfte sich eine Zeitlang der intimen Kunst Katharinas II. erfreuen. Als die Kaiserin jedoch der stürmischen Glut des Liebhabers überdrüssig war und er ihr aus den verschiedensten Gründen unbehaglich wurde, ersann sie, zusammen mit ihrer Vertrauten, der Fürstin Daškow, folgenden raffinierten Plan, um sich Mirowitsch und ausleit ihres gefürchteten Feindes — allerdings schwachsinnigen — Prinzen Iwan, der auf „Schlüsselfburg“ gefangen gehalten wurde, von der mit Katharina unzufriedenen Partei jedoch als Märtyrer und künftiger Rebellenführer ausersehen war, zu entledigen. Katharina wußte den ihr slavisch ergebenen Mirowitsch zu bewegen, gewissermaßen einen singulären Befreiungsversuch Iwans zu unternehmen; für diesen Fall war nämlich von Katharina seit langem die sofortige Tötung des Prinzen Iwan durch die Gefängniswärter, die dem Kommandanten Grafen Bereznikow unterstanden, angeordnet worden. Der „Befreiungsversuch“ hatte natürlich programmatisch zu misslingen, und Katharina besaß dann einen willkommenen Grund, auch Mirowitsch „wegen Hochverrats“ hinrichten zu lassen!

Alles ging nach Wunsch. Mirowitsch, der sich durchaus als gefügiges Werkzeug erwies, war bis zuletzt des Glaubens, Katharina könne ihn unmöglich in so gemeiner Weise preisgeben und hoffte, sie würde ihn, wenn er schon auf dem Schafott stünde, begnadigen. Tatsächlich hatte sie den einstigen Gefiedeten in der Nacht vor der Exekution des Todesurteils in seiner Gefängniszelle besucht, ihm Mut zugesprochen und ihm zugesichert, es solle alles nur zum Schein

Die
sich
in dem
gen No
123 Mit
kommen
getreide
bels, 4
des Ge
beitgefe
stellten
1. und
also zu
der Hölle
und Gesüd
kontin
teier d
hafftun
ammen d
deutsche
der So
fandig
lagen
die wi
schaftl
dem sc
eingege
in Er
jungen
Ris
hoffen
in Fried
die Unte
Rechts
nicht
könig
des St
ment we
G
2
der G
all
partie
tum

solcheben — ähnlich, wie bei Scaria und Caravaggio —
denn sie mußte so befürchten. Mitowitsch würde in jener
Todesangst das ganze niedrige und abgesetzte Spiel ver-
raten.

Doch fiel tatsächlich sein Haupt in der Frühe eines
Novemberabendes des Jahres 1765 durch das Beil des Henkers,
und Katharina wußte, ungeachtet der furchtbaren Winter-
kälte, die an diesem Tage herrschte, in ihrem Schlitten und
in ihren reich besetzten Hermelin gebüllt, der grausigen
Exekution bei! Mitowitsch aber blieb bis zuletzt frei von
Todesfurcht, besaß er doch das Versprechen der Kaiserin, es
würde alles nur „zum Schein“ geschehen; und als in der
Ferne der Schlitten der Geliebten sichtbar wurde, jubelte er
innerlich und legte wohlgenut sein Haupt auf den Richt-
block. In dem Augenblick aber, als er meinte, Katharina
werde das Zeichen zur Begnadigung geben, fuhr das Beil
des Henkers nieder und ein tausendfacher Schrei des Ent-
sezens ging durch die Menge, die dem Schauspiel bewohnte.

Türkische Schwänke.

Nach Mehmed Tewfik neu erzählt von Felix v. Leyel

Wann naht das Weltende?

Auf die Frage eines Neugierigen, wann das Weltende
zu erwarten sei, erwiderte Nassreddin, der stets sehr
„kluge“ Antworten gab: „Wenn meine Frau stirbt, wird
das kleine Weltende hereinbrechen, wenn ich sterbe, das
große!“

Der Vater seines eigenen Sohnes.“

Nassreddin wurde einst auf der Straße in Trauers-
kleidung angetroffen und erwiderte auf die Frage, wer denn
gestorben sei, mit schlauer Miene: „Der Vater meines
Sohnes ist gestorben!“

Wie Nassreddin zu seiner Frau kam.

Als einmal jemand zu Nassreddin in der Absicht, seine
Frau eines unehrenhaften Lebenswandels zu bezichtigen,
sagte: „Deine Frau läßt sich bald in diesem, bald in jenem
Hause leben!“, sagte er seelenruhig: „Ach ja, wenn sie nicht
auch einmal in mein Haus gekommen wäre, so wäre sie ja
nicht meine Frau geworden!“

Das beneidenswerte Haus!

Als einmal Buadem und sein Vater auf der Straße
einem Leichenaug begegneten und der Vater auf Buadems
Frage, wohin man denn den Toten bringe, erwiderte: „Sie
bringen ihn in ein dunkles Haus, wo es weder zu essen, noch
zu trinken, noch sonst etwas gibt“, da sagte Buadem nach
einer Weile mit schlauem Lächeln: „Wenn das so ist, Vater,
dann wollen wir uns vorsehen, daß sie den Toten nicht in
unser Haus bringen!“

Logische Begründung.

Als Buadem an einem Tage des Fastenmonats Ramasân,
an dem vor Sonnenuntergang weder gegessen, noch ge-
trunken, noch geraucht werden darf, beim Weintrinken er-

kannt wurde und vor den Richter gehoben wurde, daß er eine
Entschuldigung an, er habe vorher zu viel gegessen und des-
halb Wein getrunken, um seine Verdauung zu fördern. Ob
Buadem mit dieser Entschuldigung bei den Richtern Gild
hatte, wissen wir nicht, ein Wunder wäre es freilich, denn
das Essen war ja an diesem Tage auch verboten.

Silben-Kreuzwort-Rätsel.

1	2		3	4	5
		6			
7	8	9	10	11	
	12		13	14	
15		16		17	
	18			19	
20		21	22	23	24
	25		26	27	
28				29	

Unstatt der sonst üblichen Buchstaben sind Silben in die
leeren Felder einzusezen. Die Reihen ergeben: Sen-
trecht: 1. Blub in Westafrika. 2. Schneiderwerkzeug. 4. Ge-
schlossene Gesellschaft (auch Theaterplatz). 5. Gesellschaf-
spiel (auch Maske). 6. Farbe. 8. Weiblicher Name.
9. Rechter Nebenfluss der Donau. 10. Hauptstadt von Kur-
land. 11. Südamerikanische Republik. 16. Griechischer Buch-
stabe. 20. Stadt in Westfalen. 21. Blutanal. 22. Wider-
spruch. 24. Fernsprecher. 25. Russische Münze. 27. Wasser-
jungfrau. — Wagerrecht: 1. Musikstück (Abendständchen).
3. Nordamerikanischer Staat. 7. Innerer Körperteil. 9.
Wurstorte. 11. Blub in Mittelitalien. 12. Ölfucht. 13.
Schlachort um 1812. 14. Getreide. 15. Bisher unerforchter
Punkt der Erde. 17. Raubkäse. 18. Mäßigkeit im Essen. 19.
Sommermonat. 20. Nützliches Insekt. 21. Dicblättrige
Pflanze. 23. Braenvogel. 25. Bootsausbühr. 26. Mädchen-
name. 28. Militärischer Rang. 29. Griechischer Feldherr.

Lösung des Geographischen Silbenrätsels in
Nr. 268: 1. Werra. 2. Engadin. 3. Rudelsburg. 4. Dortmund.
5. Empoli. 6. Marseille. 7. Algäu. 8. Neutrin. 9. Nahe.
10. Unterwalden. 11. Rjbinsk Nowgorod. 12. Dassel. 13.
Dzungari. 14. Ipswich. 15. Kiejengebirge. 16. Wustrow. 17.
Ishoe. 18. Reval. 19. Darmstadt. („Werde Mann und die
wird eng die unendliche Welt.“ Schiller: „Das Kind in der
Wiege.“)

Alt-Nassau

Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unzer.

XXII.

Die Ueberschrift des aus von Dankbarkeit überquellendem
Herzen geschriebenen Briefes an den Geheimen Justizrat
Falte schickte der Regierungsrat Vigilius an seinen Sohn
mit dem Auftrag, ihn von Göttingen durch die Post nach
Hannover zu befördern; eine Abschrift legte er dem Sohn
zur Kenntnisnahme bei und schrieb ihm hinsichtlich der Er-
langung des Freitrichs: „Diese Wohlthat über der liebe
Gott, und deme wollen wir dafür herlich danken, und auch
meinem wahren Gönner, dem H. Geb. Justis Rath Falte
dafür verpflichtet seyn.“ Die Mahnung, sich durch ver-
doppelten Fleiß der Wohlthat würdig zu erweisen und so die
Verlängerung um ein zweites Jahr zu erwirken, konnte
natürlich nicht ausbleiben, denn darauf beruhe ja seine
eigene Ehre und sein eigenes Wohl. Seltsam verläuft der
Schluß dieses väterlichen Schreibens vom 4. März, denn noch
nie hatte der Regierungsrat so geschrieben: „Für jeso weiß
ich weiter nichts zu schreiben, als daß Deine Mamma und
Geschwister noch gesund sind, und daß wir hier noch sehr
kaltes Wetter und im Feld und Waldungen vielen Schnee“

haben. Gott sei mit Dir u. uns allen, u. verleihe Dir seinen
fernern göttlichen Segen zu Deinem Studiren. Wir grüßen
Dich alle herlich und ich bleibe . . . Es fällt ja überbaudt
auf, daß in den Briefen des Vaters fast gar nichts über
die häuslichen Verhältnisse, über häuslichen Verkehr, über
die zahlreichen Verwandten zu lesen ist; man könnte etwa
vermuten, daß ein lebhafter Schriftwechsel zwischen Mutter
und Schwestern einer, dem Sohn andererseits stattgefunden
habe, aber dafür liegen nicht einmal Anhaltspunkte vor;
zweifellos würde doch der Student in einem Schreiben an
den Vater gelegentlich auf Mitteilungen der Mutter Bezug
genommen und wohl auch seine Sellen an die Mutter können
aus Portoerparungsgesindem dem Brief an den Vater be-
gelegt haben; denn dieser war darin sehr genau, obwohl ein
gewöhnlicher Brief nur 10 Kreuzer kostete, und batte sogar
gelernt, als Louis an seinen Schwager Mahr direkt schrieb.
Einen Brief von der Mutter aus der ersten Göttinger Zeit
enthält die Sammlung, der am 1. März sein Ziel erreichte;
er ist die Antwort auf ein nicht erhaltenes Schreiben des
Louis, worin er um die Übersendung des Klaviers bittet,
und wurde im Auszug des dienstlich statt in Anspruch ge-
nommenen Vaters geschrieben, um die bevorstehende Ankunft
des gewünschten Klaviers anzukündigen und eine demnächst
abgehende Antwort des Vaters in Aussicht zu stellen. Die
militärischen Sellen enthalten ein paar Worte über die junge

vertriebene Tochter **Margaretha Blaube** und ihre Einsetzung im Hause des Schwingerroters und über das erfreuliche Wohl befinden des kleinen Fris; sie schließen mit der Blaube, fleißig zu sein und die Zeit gut anzuwenden, damit Louis bei seiner Rückkehr ins Elternhaus dem Papa Freude mache, und der eigentümlich anmutenden Formel: „Ein compliment von dem papa und Geschwister an Dich ist aber hin und verbleibe bis in den Tod Deine Frau Mutter M. C. Blaebius.“ Die Anschrift auf dem Briefumschlag hat vorsichtigerweise der Vater geschrieben. Man gewinnt aus diesem Brief der Mutter nicht den Eindruck, daß sie oft Briefe schreibe; wir wissen ja, daß sie dazu gar keine Zeit hatte, denn der Haushalt und die Sorge für die Kinder, besonders für die erwachsenen oder heranwachsenden Töchter, in Verbindung mit der Sorge um den kränklichen, dabei dienstlich mit Arbeit überhäufeten Gatten, nahmen sie vollständig in Anspruch. Seine Kenntnis von Vorgängen in der Heimat wird Louis, so weit er überhaupt etwas davon erfuhr, von seinen Studiengenossen, insbesondere wohl von Hergenhahn, gehabt haben. Im März 1785 erhielt Louis den Brief des Vaters und die Sendung von 30 Louisd'or. Offenbar war er sehr überrascht davon, jetzt schon so viel Geld zu bekommen; am 6. März schreibt er: „Mit gerührtem Herzen stellte ich Ihnen meinen kindlichen Dank für diese väterliche Güte und Liebe ab. Wäre ich doch im Stande, Ihnen nach Würde, den ganzen Umfang meiner Erkenntlichkeit zu schildern! Allein Worte sind hier zu schwach, und diese stumme Thräne sagt mehr, als gefüllte rednerische Ausdrücke; sie bürgt Ihnen für die Empfindungen meiner Seele, u. für mein ernstliches Bestreben, mich so vieler Güte nicht unwürdig zu machen. Der allmächtige u. gütigste Gott erhalte uns noch lange Ihr schöbares Leben. Er segne Sie bei Ihrem beranhabenden Geburtstage, mit seinem besten Segen, und lasse Sie diesen Tag noch oft recht heiter u. vergnügt bei guter Gesundheit überleben!“ — Auch die Bereitwilligkeit, für weiteren Violinunterricht noch einen nicht unerheblichen Geldbetrag zu gewähren, scheint Louis, zumal er gar nicht darum gebeten hatte, nicht erwartet zu haben; er hatte inzwischen die Geigenstunden schon aufgegeben und wollte auch nicht wieder bei demselben Lehrer damit anfangen, auch keinen neuen Lehrer annehmen, weil er mit Recht den allzu häufigen Wechsel als nachteilig betrachtete. Da er aber sah, wie großen Wert der Vater auf die Ausübung des Gelernten legte, und da er offenbar selber Freude an der Musik fand, entschloß er sich, für sich zu üben in der festen Zuversicht, daß er demnächst in einem Konzert in der zweiten Violine mitspielen könne. Weniger Genuss bereitete ihm das Klavierpiel; er hatte ja inzwischen sein Klavier von Hause erhalten, aber die Reise von Wiesbaden nach Göttingen scheint dem Instrument, — es wird wohl auch kein hervorragendes gewesen zu sein — geladet zu haben: „es ist alle Augenblick verstimmt u. der Ton wird immer schlechter.“ Die Gründe des Sohnes gegen die Wiederaufnahme der Unterrichtsstunden wollte der Vater freilich nicht gelten lassen und bot ihm abermals 2 Louisd'or für noch zwei weitere Monate an, damit er dann aber auch wirklich tatsächlich seinen Violinpart im Konzert ersledigen könnte; als Vorbereitung dazu empfahl er öfteres Zusammenspiel mit anderen Studenten, etwa seinen Hausgenossen Goldner und Hergenhahn. — Übrigens fand Louis doch Gelegenheit, mit seinem bisherigen Violinlehrer zu sprechen, und dieser erklärte sich zur Fortsetzung des Unterrichts bereit, wenn es sich mit dem Vorlesungsplan einrichten ließe.

Wir erinnern uns, daß der Vater seine eigenen Gedanken über den Gemütszustand des Sohnes hatte und ihn auf das Göttinger Bier zurückführte. Das etwa die Lebensweise einen Einfluß habe, war nicht von der Hand zu weisen, denn im Herbst, bald nach der Ankunft in Göttingen, am 20. Oktober, baute Louis geschrieben, daß er sich bei seinen fleißigen Studien, da er abends um 11 Uhr schlafen gebe und früh um 5 Uhr mit der Vorbereitung zu seinen Vorlesungen beginne, recht wohl fühle und daß ihm seine Arbeit Freude bereite. Was dann zu der Vermutung des Vaters Anlaß gegeben hat, wissen wir nicht; der Brief Louis' über seine Melancholie ist nicht erhalten. Nun schrieb er: „Sie glauben, daß mein unangenehmer Gemütszustand, der mich seit einiger Zeit quält, von dem göttingischen Bier kommt. Es mag wohl etwas dazu beitragen, allein es ist doch schwerlich allein die Ursache davon, und ich halte es doch noch immer für den gesündesten Trank in Göttingen, weil das Wasser noch viel schlechter seyn soll, ob es gleich dem Geschmack nach dem Gießer¹⁾ sehr weit vorausziehen ist und der Franz Wein, wovon die Maas 18 bis 24 Marien Groschen ohnefehrt . . . oder 1 Gulden 12 Kreuzer kostet ist hier gar kein Getränk für mich. Es ist überhaupt eine un-

gefunde Gegend und besonders für Fremde schädlich; daher sterben auch viele Studenten hier u. es sind beständig Kranke unter denselben, welches man lediglich dem schlechten Wasser und der Luft zuschreibt. Unterdessen befindet sich mich doch übrigens sehr wohl u. hoffe, daß mit dem kommenden Frühjahr auch mein Gemüth wieder sich aufheitern werde, u. ich muß Ihnen sagen, daß ich in Jostein schon gemeinsam den Winter zur Melancholie geneigt war, welches mir meine Bekannte, die um mich waren, oft vorwarfen“, den Rat, seine Pfeife Tabak gleich in der Frühe zu rauchen und dabei ein Glas Wasser zu trinken, hielt er für die Sommerzeit für ganz angebracht; im Winter zog er es vor, etliche Tassen Tee statt des Wasser, dazu zu trinken, da er am Vormittag drei Kollegen hörte und von dem einen Hörsaal zum andern jedesmal einen langen Weg zurückzulegen hatte.

Schon am 12. März erwiderte Regierungsrat Biagioli auf den Dankbrief des Sohnes, der den Empfang der 30 Louisd'or ankündigte und zugleich das Vorlesungsverzeichnis für den nächsten Sommer enthielt. Besüglich des Geldes schrieb der Vater: „Halte nur gute Wirthschaft damit, auf das noch vor das künftige Winter halbe Jahr ein merklisches davon übrig bleiben möge. Deine Rechnung bis auf Ostern vergesse nicht, und die melancholie oder, wie Du eigentlich hättest schreiben sollen, hydrochondrie, gewöhne Dir ab, denn eine wie die andere macht das Gemüth und den Kopf düster und verdrossen, ist also dem Studieren äußerst hinderlich. Du hast ja keinen Verdruß und keinen Gemütskummer, wenigstens keine Veranlassung dazu. Und also kan Dein Gemüth immer heiter und fröhlich seyn und dies muß es seyn, wenn das Studieren einen guten Fortgang haben soll. . . In dieser Verfaßung mußt Du immer seyn, und eben so mit dem Fleiss anhalten und unter berklischem Gebet zu Gott um seinen gnädigen Segen und Bestand Deine iekige Berufs Geschäfte mit fröhlichem Herzen fortzutreiben. Einen besseren periodum Deines Lebens als den iekigen, wirst Du gewis nicht erfahren, denn mit einem jeden officio sind bald die bald jene Unannehmlichkeiten verbunden, da erfährt man erst Gabalen und Verdruß, wie es bei mir geko hier ist. Du wirst Dir deswegen schwerlich auf hiesige Dienste Hoffnung machen können, so lange die gegenwärtige Umstände fortduern, und diese werden so bald noch nicht cessiren.“) Dahero studire recht gründlich damit Du auch anderwerts bestehen u. fortkommen kannst.

) = aufhören.

Eine Strafe aus Nassaus alten Tagen.

Die verschiedenen Zeiten bringen nicht allein neue Bestimmungen und Gesetze, sondern auch eine verschiedene Art in der Bestrafung der Vergehen. Es sind nun wohl schon 150 Jahre her, daß das an einem schweren Pfosten des Bas- oder Rathauses befestigte Halseisen in allen nassauischen Gemeinden verschwunden ist. Das Halseisen war ein aus zwei Teilen zusammenklappbares starkes eisernes Band, das dem Übeltäter um den Hals gelegt und dann mit einem Schloß zusammengehalten wurde. Eine etwa ein Meter lange Kette an dem Halseisen war mit starken Haken an einem Pfosten so hoch befestigt, daß der Sträfling wohl stehen, sich aber nicht sezen oder hinlegen konnte. Die Strafe mit dem Halseisen war durch die Karolina, die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. vom Jahr 1532 angedroht. Mit dem Halseisen wurden geringere Vergehen, wie kleine Diebstähle, bestraft. Die Strafe wurde in aller Öffentlichkeit vollzogen, wodurch sie erst ihre rechte Härte erhielt. Wenn in den Mittagstunden die Ortsbewohner von ihren Arbeiten draußen wieder daheim waren, so läutete der „Spiekmann“ die Glöden. Er führte seinen Namen des langen Spiekes wegen, den er auf seinen Dienstgängen als Zeichen seines Amtes und seiner Würde in der Hand trug. Jeder Ortsangehörige hatte nun Gelegenheit, den Böewicht an der Kette zu sehen und auch den Grund solcher schmälichen Bestrafung zu erfahren, der jetzt laut bekanntgegeben wurde. Wie ein Lauffeuuer war es im ganzen Orte bekannt, was dieser Gesetzeste begangen hatte. In der Regel dauerte die Fesselung eine Stunde, die voll auf genügte, um den Übeltäter als solchen zu kennzeichnen. Das es an Spottreden gegen den Gefrosten nicht fehlte, läßt sich leicht denken. Mitleidige Menschen werden sie wenige gefunden haben. Das Halseisen kam außer Gebrauch, als es dem Geiste der Zeit nicht mehr entsprach. Wohl spricht man heute noch davon, daß es diesem oder jenem unverbesserlichen Böewicht beispiel wäre, wenn er an den Pranger gestellt, d. h. öffentlich als Übeltäter, bekanntgegeben würde.

Sch.

¹⁾ Glehener.